

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

7.2.1937 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 6



7. Februar 1937

Lucian Reich / Die Fasnacht

Ungefähr auf den 120. Geburtstag des Künstlers soll mit der feinen, gemütvollen „Fasnet“- und „Hansele“-Zeichnung und der dazugehörigen, von einer liebenswürdigen Heiterkeit erfüllten Schilderung wieder einmal auf den Maler und Schriftsteller Lucian Reich aufmerksam gemacht werden. Schrifttum und Kunst am Oberrhein und des alemannischen Anteils unseres Landes im besonderen haben uns dermaßen verwöhnt, daß es, trotz nachhaltiger Bemühungen, nur schwer gelingen will, Lucian Reich den Platz zu sichern, der ihm zukommt, wenn er auch, vielleicht nur infolge mißlicher Umstände, nicht zur großen Kunst hinaufreicht, dafür aber im kleinen Meisterlichen geschaffenen hat. Dieser Platz hätte nicht so sehr in der badischen Kunstgeschichte als im Herzen unseres Volkes zu sein, lust da, wo sich der Rheinländische Hausfreund zu bleibendem und lebendigem Gedächtnis warm und wohlgt eingenistet hat. Womit nicht gesagt sein soll, daß Reichs Blätter nicht einen dem Umfang nach bescheidenen, aber echten Anteil an dem haben, was uns das Wesen der badischen Kunst auszumachen scheint. Arthur von Schneider hat ihn in seiner „Badischen Malerei des 19. Jahrhunderts“ verständnisvoll und mit spürbarer Liebe eingeordnet. Daß er ihn mit seinen besten Blättern neben Ludwig Richter stellt, ist keine Übertreibung, wohl aber eine begründete Mahnung zur Besinnung auf diesen Schahhalter badischer Art. Denn in einem gibt uns Reich sogar mehr als Richter, so verwandt beide in ihrer gemütvollen, beschaulichen und innigen Betrachtung des kleinen Lebens sind: Reich hebt, was er sieht und was ihn mit dem Zeichenstift

oder der Feder mitzuteilen lockt, nicht in eine des Bodenständigen im engeren Sinne entkleidete deutsche Sphäre, sondern bleibt seiner Landschaft und Stammesart — den Höhen und Tälern der Saar — treu. Das gibt seinen Blättern heute, wo wir wieder zu lernen begonnen haben, den aus den Wurzeln von Herkunft und Art aufsteigenden Saft, den „Wuchs“ eines Kunstwerks wahrzunehmen, einen besonderen Wert.



Lucian Reich

Archiv A. L.

„Skizzen und Notizen“ fehlte es nicht, der Schwager F. A. Heinemann war ein vortrefflicher Lithograph, der Fürst von Fürstenberg half mit einem Vorstoß aus — so kam der

Malerpoet Reich mit den 1852 unter dem Titel „Hieronymus“ erscheinenden Lebensbildern aus der Baar und dem Schwarzwald auf gute Fahrt. Die „Wanderblüten“, in denen die kunstlos innige, nicht ohne Grund mit Hansjakob verglichene Erzählergabe Reichs sich an kleinen Biographien und Schilderungen aus dem Volksleben bewährte, folgten 1855. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der fünfziger Jahre bestimmten den Künstler, die gebotene Gelegenheit, als Zeichenlehrer am Rastatter Gymnasium „etwas Gewisses“ zu bekommen, wahrzunehmen. Das Gehalt war bescheiden, aber die Stelle gab ihm Muhestunden genug, seiner Kunst des Zeichnens und Erzählens weiter zu leben. So blieb Reich Rastatt bis zu seinem im Jahre 1900 erfolgten Tode treu. U. a. hat er auch für den „unteren Stod“ der Karlsruher Zeitung länger als ein Jahrzehnt feuilletonistische Beiträge geliefert. Noch der in kümmerlichen Verhältnissen lebende Greis, „in dessen Rügen sich Bitterkeit und Biederkeit die Waage hielten“ (Hansjakob), war zeichnend und schriftstellernd Tag für Tag tätig, das reiche Material seiner Zeichnungen und Notizen zur badischen Volkstunde ordnend.

Reich, seiner Veranlagung nach der geborene Hebel-Illustrator (ohne daß es je zu einem solchen Auftrag gekommen wäre), hat uns mit den Blättern seines Zeichenstiftes und seiner Feder ein wahres Schatzkästlein alemannischen Volkstums hinterlassen, das als echte Hauskunst und Hauskost immer mehr lebendiger Besitz werden sollte.

Hermann E. Mayer

*

Bereits einige Tage vor dem „schmutzigen Donnerstag“, dem ersten der drei Narrentage, sah man abendlich die Gassenjugend vor dem Unterthor versammelt, wo der Baptistle, ihr Liebling wohnte. — Welch ein Jubel und Geschrei, wenn, bald da, bald dort an einem Fensterlein des Thores der Kopf des närrischen Kauzes in wunderlicher Thormasse, ähnlich dem Völkönig zu Basel, zum Vorschein kam — oder, wenn eine Hand herausfuhr, welche Wolken von Puder unter den Haufen streute — oder, wenn durch irgend einen Spalt des alten Gebäudes plötzlich eine große Schlange unter das Publikum raschelte, die, ehe sie erhascht werden konnte, eben so schnell wieder oben verschwand.

Baptistle bewohnte sein Thorkästlein, wie Diogenes sein Faß, in Armuth, aber in philosophischer Geringschätzung alles dessen, was die Menschen irdische Güter und Schätze zu nennen pflegen. — Hinter dem grünen Kachelofen lagen in bunten Haufen seine Narrenkleider, zusammengeklüfte Feden, seltsame wunderliche Trachten, welche ihm, in Ermangelung eines Bettes, das ganze Jahr hindurch zum Lager dienen mußten, weshalb er auch zu sagen pflegte: es gehe nichts über ein Federbett, er habe nur eine einzige (Feder) darin, und schlafe herrlich, wie ein König, wie gut müßten erst Diejenigen schlafen, die viele darin hätten. Eine gräuliche, an vielen Stellen schon geklüfte Riesenschlange nebst einem ausgestopften Kalb theilten mit dem närrischen Patron den engen Stubenraum. —

Es war dieses Gethier das einzige, was er aus der Erbschaft seiner seligen Großmutter als wünschenswerth an sich gezogen, und stammte ursprünglich aus einer Zeit, in welcher man für gut gefunden, moralisch-beklamatorische Aufzüge statt der altväterischen Fastnachtspossen dem Volke zur Erbauung vorzuführen. „Eudendo corrigo mores!“ lautet das Motto auf einem noch vorhandenen Programm. Bei solch einem Umzug, wobei in Begleitung von Instrumental- und Vokalmusik die sieben Todsünden dargestellt wurden, dienten jene Thiere als symbolische Beigaben.

Wenn unser moderner Diogenes auch keinen eigentlichen Lebenszweck zu kennen schien, denn seine Narrheit war rein um sich selbst willen da, und grünte um zu grünen, wie das *Semper vivum*, so war er doch in Wirklichkeit nicht ohne Sorgen. Diese aber bestanden nicht etwa darin, daß er sich gekümmert hätte, was er wohl morgen essen werde (dafür ließ der Philosoph unsern Herrgott und gute Leute sorgen), sein Sinnen bezog sich lediglich auf die Instandhaltung und zweckmäßige Vermehrung seiner Narrengarderobe. — Ein Geschäft, welches, wenn auch unbewußt, von manch anderen Menschenkindern sorgsam gepflegt wird! —

Sah unser Baptistle eine schön gepuhte Person in neuen Kleidern über die Gasse gehen, so konnte man sicher sein, daß der Narr alsbald bei jener seine Aufwartung mache, bittend um einige Abfälle von dem neuen Prachtgewande; ja, ich glaube, wäre ein neuer Alexander vor ihn getreten, mit der Aufforderung: eine Gnade sich zu erbitten —

Baptistle hätte nur um einen einzigen Zipfel des königlichen Purpurs gebeten, um damit seine Narrenjacke zu flicken!

Es war einmal allgemeine Landesträuer, und das Narrenlaufen von Amtswegen verboten; man mußte sich, wenn auch ungern, fügen. Baptistle aber vermochte es nicht zu verwinden, daß sein Dichten und Trachten eines ganzen Jahres, gerade als er die Früchte davon zu ärnten vermeinte, verkümmert und vernichtet werden sollte. Er gieng, dem Herrn Amtsrath seine unterthänigste Aufwartung zu machen, und demüthigt die Bitte vorzutragen: ob es ihm nicht wenigstens gestattet werden möchte, maskirt den Kopf durch das Fenster zu stecken? — dies allenfalls konnte, unbeschadet des Ansehens der obrigkeitlichen Verfügung, verwilligt werden. — Mit vielen Bücklingen nahm Baptistle die gnädigste Erlaubniß entgegen, und mit schmunzelnder Miene sah man ihn seinem Stüblein zuschreiten.

Des andern Morgens, am schmutzigen Donnerstag, als der Herr Rath in Seelenruhe sein Pfeisichen zum Fenster herausschmauchte, denn die Frau Rätthin liebte den Qualm im Zimmer nicht, entsteht gewaltiger Rumor auf der Gasse; der Stadtknecht stürzt zur Thür herein: „der Baptistle“, berichtet er athemlos, „erfrecht sich, — Narren zu laufen!“

„Augenblicklich her mit ihm,“ befiehlt mit zornglühendem Antlitze der Rath. — Und man führt den Contravenienten vor den gestrengen Herrn. — Baptistle hatte sein stichtliches Narrenhäus angethan, und ein Schiebfenster als Halskragen über den Kopf gestülpt. —

Ueberrascht starrt der Amtmann bald den Baptistle, bald dessen seltsame Halskrause an, dann aber fährt er heraus: „Wer hat ihm erlaubt?“ —

„Gestrenger Herr!“ entgegnet der Schalksnarr mit tiefer Reverenz, „haben mir ja Permissio ertheilt, zum Maskiren und den Kopf zu mein' Fenster rausstrecken zu dürfen. — Das hier ist mein Stubenfenster, wo ich raus schau!“ —

Ob diesem Gebahren war selbst richterlicher Ernst nicht mehr haltbar und mit anädigem Lächeln gab der Rath den Bescheid: „Für diesmal soll es ihm hingehen, aber auf den Gassen laß er sich hinsüro nicht mehr blicken, — verstanden?“

Der Baptistle geht.

Aber am zweiten Fastnachtstag erblicken die Einwohner des Städtleins oben am Schellenberger Wald ein seltsames Schauspiel. — Es war unser Eulenspiegel mit der Schuljugend, welcher eingedenk der Worte des Stadtgebieters: sich nicht mehr auf der Gasse blicken zu lassen, das freie Feld zum Tummelplatz seiner Narrenstreiche gewählt hatte.

Aus diesem Vorgang hätte der Herr Rath wohl merken können, daß man einen tief gewurzelten Baum nicht wohl ausreißen kann, ohne daß einige Würzelschen und Bärchen zurück bleiben, welche von Neuem aus schlagen.

Für unsern Wäldner Hieronymus war eine öffentliche Fastnacht so gut wie unbekannt. Als diesmal der erste Fastnachtsmorgen angebrochen, hatte sich gleich nach dem Gottesdienste wieder die ganze Kinderchaar vor dem Unterthor versammelt. — Als der Held nicht also gleich erscheinen wollte, erhob sich, wie bei einem Theaterpublikum, Lärm und Spektakel. — Endlich rumpelt es auf der Stiege — Baptistle erscheint — und zwar in der Gestalt eines „Eisbreiters.“ — Unter dem schiedigen Waffenschildlein schaut der hölzerne Kopf des Langohrs hervor, auf welchem der Ritter, im Sattel sitzend und die Fügel in der Hand, zu reiten scheint, während auf der Rehrseite Schwanz und Hintertheil des Thierleins zu schauen sind. — Ueber der Schulter hängt die ausgestopfte Kälberhaut, eine malerische Beigabe, die ihrem Träger beinahe das Ansehen eines in die Neuzeit übersehten Herkules verlieh.

Donnernder Jubelruf erschallt beim Anblick des Heros, der, seiner Rozinante die Sporen gebend, kühn unter den Haufen sprengt — fort bewegt sich der Troß — während der Ritter, wie Reus seine Blicke auf verweglich nahende Sterbliche, sein an einem Stricke befestigtes Kalb den nedenden Buben stäubend auf den Rücken schleudert. Was auf, Was ab, durch Dick und Dünn geht der Ritt, und die begleitende Schaar, blau vor Feter und Rennen, läßt im Chorus die Narrenverslein erschallen:

„Alle Bösele finget so hell,
Bis am Samstag 3'Obel!
Alle Meideli hättet mi gern,
O! wie bin i ploget!
Narro!

Sideli, Häbels, hinterm Städtle,
Hät en Bettelma Hochzit,
Es giget e Müsle, s' tanzet e Läuse,
Es schlägt en Fgeli Trumme,
Alle Thierle wo Wädeli hond,
Sollet zur Hochzit kummel
Narro!

Somit war die Fastnacht eröffnet, dem Fasch der Papfen ansgestoben, und nach dem Sprichwort: „ein Narr macht Hundert“, ließ sich mancher vorher unentschlossene Geselle bewegen, einzustiegen als närrischer Passagier in's allgemeine Narrenschiff, welches während drei Tagen das Privilegium hat, mit vollen Segeln die See des nüchternen Alltagslebens zu durchkreuzen.

Aus allen Gassen und Winkeln ziehen sie herbei in allerlei Gestalt und Vermummung, froh der Narrenfreiheit, welche ihnen gestattet, den engen Gewohnheitsrock vertauschen zu dürfen mit der lustigen, buntscheckigen Jacke. — Und daß ja die Bühne, worauf das Drama spielt, nicht zu enge werde, öffnet später sich der Tanzboden: Schäfer und Schäferinnen, Ritter und Fräulein eilen, bei Flöten und Schalmeyen entgegen zu wirbeln dem Schermittwoch, welcher der Lust ein Ende macht. —

Doch sehen wir uns gelegentlich auch einmal nach unserem Gehrling um, welche Rolle denn dieser gespielt.

Wenn es auch schwer ist, in solch' bewegtem Durcheinander den Einzelnen im Auge zu behalten, so darf doch als gewiß angenommen werden, daß Hieronymus weder unter den Maskierten, noch hinter dem Bierstisch oder auf dem Tanzboden zu treffen gewesen; — denn unsere guten Vorältern hatten den einfältigen Glauben, daß einem Lehrlingen noch keine Stelle allda gebühre, und daß ein solcher, dort betrogen, von Meister oder Gesellen nach Hause gejagt zu werden verdiene. Deshalb dürfen wir mit gutem Grunde vermuthen, daß er unter den Zuschauern sich befunden, ein Glas, der diesmal besonders ergötzlich gewesen sein mochte.

Es waren zu jener Zeit die alten, etwas außer Gebrauch gerathenen Nationalmasken, die „Hansel“ oder wie sie auch vorzugsweise heißen, die „Narren“ wieder in Aufnahme gekommen. Denn weil Narrheit und Mode so zu sagen Geschwisterkinder sind, so unterliegt auch erstere dem Wechsel der Zeit und der Laune.

Der Hansel, oder mit dem alten Namen „Seine Narro“ (in den Städten Rothweil, Billingen,

Donauessingen und in mannigfacher Abwechslung auch in der Seegegend heimisch), augenscheinlich ein Gemisch des altdeutschen Pickelharingas und des italienischen Pantalone. Eine große Holzlarve (in Billingen „Scheme“ genannt), bedeckt das Gesicht, eine Kapuze mit hängendem Fuchschwanz, zuweilen noch ein breiter Narrenkragen, zieren Kopf und Hals. Die weite Jacke, die schlotterige Hose, beide wie die Kapuze von weißem Zwilch, bemalt mit Laubwerk und Figuren, und die kreuzweise übergehängten Riemen mit metallenen Schellen sind die Kleidung des Hansels. — Als Waffe schwingt er den hölzernen Flambert oder die Britsche, oder er bedient sich eines weitausgreifenden Storchschwabels.

Sein ganzes Wesen und Gebahren hat einige Ähnlichkeit mit dem mittelalterlichen Schönbartlaufen in Nürnberg. In allen Häusern ist ihm der Zutritt gestattet; und hat er hier bei Freunden und holden Schönen die Volzen seines Wibes verschossen — so betritt er sein eigentliches Lustrevier, die Gasse, wo dankbare Juaend seiner harret — und daß er ja in Gang und Haltung sich nicht verrathe, bedient sich der echte Hansel des üblichen „Narrenstrittes“, unnachahmlich jedem, nicht in die landesüblichen Formen des närrischen Geisterreiches eingeweihten Fremden.

Unser Bildchen soll eine solche Hanselsscene veranschaulichen. Gelockt von Aepfelkorb und Bierkrug, umschwärmt ein tobender, schreiender, halsbender Haufe den Hansel, fort geht es im Takte des Schellengeklingels, und aus hundert Kehlen erschallt lustig:

„I ha de Narr am Seile,
I han e recht erwischt;
I lah en nimme renne,
Bis d' Fastnet umen ischt!
Narro!“

oder:

„Narro Narro siebe sie,
Siebe siebe Narro gsi;
Narro Narro Gigeboge,
Was de feist isch all's verfoge,
Narro!“

Unsere Schilderung aber sei mit dem altdeutschen, allgemein-menschlichen Sprichworte geschlossen:

„Würden alle Narren Kolben tragen, so würde das Holz theuer.“

Wolfgang Joho / Zwei Schnurren

Wo ist der Irre?

„Offen gestanden, ich finde es allmählich langweilig in eurer Stadt“, sagte ich gähnend. Mein Freund Dr. Swann machte ein schuldbewußtes Gesicht. Wir saßen in einem Café. „Ich dir zum Beispiel diese Menschen hier an! Findest du nicht, daß ihre Gesichter, ihre Bewegungen förmlich Langeweile ausstrahlen?“ Mein Freund Swann sank vor Schuldbewußtheit in sich zusammen. „Ja natürlich“, sagte er nachdenklich und überflog mit müdem Blick die Gäste. Plötzlich hellte sich seine Miene auf, er legte die Hand auf meine Schulter und neigte sich vertraulich lächelnd zu mir herab. „Smith, du bist mein Freund und du sollst dich nicht langweilen. Das ist der einzige Grund, glaub' es mir, daß ich dir jetzt etwas verrate, worüber ich als Arzt nicht sprechen dürfte. . . . Aber, um Gottes willen, erzähle es keinem Menschen, es könnte mich die Stellung kosten. — Kurz, weil du mein Freund bist, Smith, will ich dir das Café Globus zeigen.“ Verständnislos sah ich Swann an. „Also: das Café Globus ist das Café der Irren.“ „Was?“ „Ja, ja, der Irren, der geistig Defekten, der Manischen. Verstehst du?“ „Nein.“ „Es handelt sich um eine gänzlich neue psychiatrische Methode. Man versucht, Irre, indem man sie allmählich in ein normales Leben zurückführt, von ihren Wahnbildern zu befreien. Jeder Patient, der ins Café Globus geht, glaubt, unter vernünftigen Menschen zu sein, in Wirklichkeit . . .“ „ . . . sind es lauter Irre.“ „Ganz richtig.“ „Ja, aber . . .“ „Frage nicht, Smith, die Einzelheiten kann ich dir jetzt nicht erzählen, — ich werde dich mitnehmen, als Arzt habe ich Zutritt und dich wird man für einen meiner irren Patienten halten.“ „Erlaube . . .“ „Sei bitte nicht gekränkt. Hauptache: nichts anmerken lassen, um Gottes willen nichts anmerken lassen. Diese Menschen sind reizbar . . .“

Wir betraten das Café Globus. Es schien mir, als wechsle mein Freund einen verständnisvollen Blick mit dem Besitzer, was mir peinlich war. Der hielt mich bestimmt für einen Irren. Im übrigen muß ich bemerken, daß ich im ersten

Augenblick — ich hatte vielleicht zu phantastische Dinge erwartet — enttäuscht war. Die zahlreichen Gäste schienen mir zunächst völlig normal. Wir setzten uns, und mit gespielter Gleichgültigkeit ließ ich meine Blicke über den Raum schweifen. Da! Aha! Ein bagerer Typ mit vorstehenden Backenknochen und kleinem Neuglein, in einen Mantel aus Elefantenhaut gekleidet, kam herein. Mit lässig sein sollenden, aber mir sofort als gekünstelt auffallenden Schritten, ging er durch die Reihen, ab und zu stereotyp vor sich hinlächelnd. Das Merkwürdigste an ihm war die Frisur: die dichten Haare waren kreisrund geschnitten, so daß sie wie eine Kappe um Stirn und Nacken lagen und seinem Gesicht einen unverkennbar blöden Ausdruck verliehen. Er setzte sich an einen Tisch, bestellte ein Glas Tee. Alle paar Sekunden fuhr er sich mit der knöchigen Hand über den Kopf, wie um sich zu überzeugen, daß er noch vorhanden sei, klopfte mit den Fingern im Takt auf die Marmorplatte, zuckte mit den Augenbrauen, spitzte den Mund wie zu einem Pfeifen, rührte mit dem Löffel in seinem Teeglas als wolle er den Grund aufrühren und lächelte grundlos vor sich hin. „Schwerer Fall, was?“, flüsterte ich Swann zu und wies auf den Fremden. „Digitonervöse Depression“, gab er ernst zurück. Aber schon erregte eine andere Gestalt meine Aufmerksamkeit; es war wirklich unheimlich. Es war ein völlig normal aussehender Mann zwischen 25 und 30 Jahren, dem ich nicht zugetraut hätte, daß er sich an diesem traurigen Ort befinde. Er stürmte auf einen Tisch zu und rief, ehe er noch sah, drei-viermal zornig nach der Kellnerin, um seine Bestellung zu machen. Als sie nach einer Minute das Gewünschte noch nicht gebracht hatte, stand er wütend auf, rannte zur Kasse und beschwerte sich mit schreiender Stimme. Gefährlicher Typ, dachte ich und schielte ängstlich nach meinem Freunde Swann. Der zeigte nur ein beruhigendes, gleichmütiges Lächeln. Inzwischen hatte der wilde „Gast“ ein Rännchen Kaffee, Schlagahne, vier Stück Torten und ein großes Schinkenbrot bekommen. Hastig schenkte er sich ein, warf sechs Stück Zucker in die Tasse, daß es spritzte und häufte auf

die übervolle Tasse einen Berg Schlagsahne. Dann trank er, nein er saß, wie ein verdurstender Löwe am Äquator bei 50 Grad im Schatten. Dazu stopfte er sich große Kuchenstücke in den Mund, wühlte mit Kaffee nach und fraß (ja, er fraß!) das Sahnenbrot. Nachdem er in drei Minuten alles vertilgt hatte, befiel er in wütendem Ton Tee, „aber schnell, bitte“. Die Kaiserin eilte ängstlich. (Ein schwerer Dienst unter Frau, dachte ich.) „Manischer Polyphage“, sagte Swann so ruhig als hätte er gesagt „Mann von fünfundzwanzig“. Mir wurde fast übel, dem Fresser zuzusehen, und ich wandte mich einem beruhigenderen Patienten zu. Es war ein älterer Herr mit Glase, der sich kindlichen Spielen hingab. Zuerst malte er beschaulich mit Fingern Zeichen und Kringel in eine kleine Wasserlache auf seinem Tablett, dann ordnete er mit der gleichen Umgebung die Streichhölzer in dem Ständer, der auf dem Tisch stand, immer eins mit dem Kopf nach oben eins nach unten. „Atavo-infantiler Kringelkomplex“, erklärte Freund Swann, dessen wissenschaftliche Fähigkeiten ich mehr und mehr bewunderte.

Ich wurde ich aus meinen Beobachtungen aufgeschreckt: Ich bemerkte, wie ein alleinstehender Herr schon minutenlang meinen Freund Swann und mich fixierte. Ich hatte das untrügliche lähmende Gefühl, daß er etwas gegen uns im Schilde führte. Gerade wollte ich Swann unauffällig warnen, als sich der Fremde erhob und langsam auf uns zuschritt. Erst im letzten Augenblick bemerkte ihn mein Freund und ich sah mit Entsetzen, daß auch ihm, der immer ruhig gewesen war, die Begegnung sichtlich unangenehm war. Aber es gab kein Entrinnen mehr. Schon hatte der unheimliche Fremde meinem armen Freund die Hand auf die Schulter gelegt und sagte mit tiefer Stimme „Tag, Swann!“. „Tag, Evans.“ Darf ich dir meinen Freund Smith vorstellen? (Warum konnte er denn mich nicht aus dem Spiel lassen?) „Angenehm, Smith, Smith?“ Scheint mir, daß ich den Namen schon gehört habe. „Und er lachte dröhnend. Ich lachte meckernd mit (das ist schließlich das Beste: nur nicht erregen). Swann zwinkerte mir zu, machte mir Zeichen, die ich nicht verstand. Ich war auf das Schlimmste gefaßt und grinste Evans unentwegt freundlich an. Er fixierte mich kurz, dann sagte er zu Swann: „Weißt du, ich glaube, daß ich heute ein wenig verrückt bin.“ (Aha, Stadium der Besserung, Patient kennt seinen Zustand! Dissimulation!) „Mir kommen nämlich heute alle Menschen etwas unnormale vor.“ (Typisch, sehr typisch, dachte ich, Umkehrung des Weltbilds bei Irren.) „Wenn man so hier sitzt und die Leute beobachtet . . .“ „Du auch, du auch!“, rief Swann aus. Dann, nach einer Pause, zu mir: „Also, lieber Freund Smith, nimm es mir nicht übel, es muß ja einmal gesagt werden: Deine Langeweile hat mich gedauert und ich habe mir einen Scherz mit dir erlaubt: das hier ist ein ganz normales Café, so normal wie alle andern auch.“ „Und die Irren?“ Ich machte eine Handbewegung über den Raum. Swann zuckte die Schultern. „Ja, — es kommt wohl nur darauf an, von welcher Seite man die Menschen betrachtet . . .“ und er verfiel in tiefsinniges Schweigen. Evans hatte mit wachsender Freude zugehört. Jetzt schlug er sich lachend auf die Schenkel. „Nichts für ungut, aber da wir doch bei den Geständnissen sind: Smith, ich habe Sie schon

eine Viertelstunde beobachtet, wie Sie sich im Raum umfahen und die Leute ängstlich fixierten. Er leidet an Verfolgungswahn, dachte ich. Was für ein armer Mensch, — ein Irre.“

Die erhabene Idee

Ludmilla stockte der Atem: vor ihr ging er! Er, der Angebetete, zu dessen Füßen dreimal in der Woche die Scharen der Hörer und Hörerinnen sich drängten, um in die Geschichte der Literatur der neuesten Zeit eingeführt zu werden, nein, um seiner weichen, klingenden Stimme zu lauschen, um das nervöse Spiel seiner edlen Hände, den Anblick seines apollinischen Hauptes zu genießen.

Und er ging auf der Straße vor Ludmilla. Was heißt: er ging? Konnte er gehen? Mitnichten: er schritt! Mitten unter profanem Volke, zwischen hüpfenden und übertriebenden Autos, zwischen klingelnden Straßenbahnen, schreienden Händlern. Nicht, daß er sich mit dem Volke vermischte! Er schien derer, die um ihn wimmelten, nicht gewahr zu werden, achtete ihrer nicht. Er war in einer höheren Welt.

Ludmillas erste Regung war, an ihm vorbeizugehen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen, um vielleicht ein leichtes Neigen seines Hauptes, einen seiner milden, zerstreuten Blicke zu erhaschen. Doch im nächsten Augenblick verwarf sie solch lächerliches Tun. Ihn stören, ihn dem gewaltigen Kreis hehrer Gedanken entreißen, der ihn umgab! Nein!

So beschloß Ludmilla, ihm zu folgen, schlicht, unbemerkt. Das hatte aber seine Schwierigkeiten. Der Verkehr war dicht, die Gefahr groß, ihn in der Menge zu verlieren. Vor allem aber: er schritt sehr schnell, man könnte fast sagen, er stürmte, der Titan! Mit jener fast kindlichen Rücksichtslosigkeit großer Geister bahnte er sich seinen Weg durch das Gedränge. Grün, gelb, rot leuchteten die Verkehrsampeln. Er beachtete es nicht. Er stürmte. Wie gerne hätte Ludmilla an den gewaltigen Ideen teilgenommen. Allein, sie wußte, daß sie dessen nicht würdig war. Und sie wußte, aufmerksame Schülerin, daß das Genie einsam sei. Einsam in der Masse!

Indessen: er stürmte jetzt nicht mehr, er rastete, und Ludmilla mußte im Lauffschritt gehen, um ihm folgen zu können. Aber wie gut verstand sie; er wollte dem Getriebe, dem Unreinen entfliehen, das seinen Flug mit harter Wirklichkeit umbrandete; er wollte hinaus in die duftenden Wälder, um seinen Gedanken irdische Form zu geben.

Abermals stockte Ludmilla der Atem, Schreck durchzitterte sie: eines jener schüden Fahrzeuge hätte an einer Kreuzung fast seinen Leib gefährdet. Er raste so, daß sie für sein Leben zu fürchten begann. Es hätte einer irdischen Hand bedurft, um ihn vor den Fährnissen des Alltags zu schützen. War sie ihm nicht von der Vorsehung gesandt? Ludmilla, edler Balsung voll, faßte einen kühnen Entschluß: sie wollte zu ihm treten und sagen: „Meister, ich will euch geleiten“.

Hestig atmend sprang sie vor, um ihren Plan zu verwirklichen, als er, das edle Haupt wie befreit und im Triumph zurückwerfend, mit einem heftigen Satz ihrem Blick entwand.

Er war in eines jener häßlichen Häuschen aus Gubißen gestürzt, über denen das schlichte und einsame Wort prangt: Männer.

Philander / Unter uns Pennälern

An Fastnacht habe ich Johanne Kjørboe photographiert. Ich war ein Siouxindianer mit Fransen, einem Curetagewehr und einem Photographenkasten.

Johanne Kjørboe, die kleine Dänin, war eine Holländerin und füllte ihr Gewand gut aus.

Das Bild wurde ausgezeichnet. Ich wässerte die Abzüge in der Badewanne. Die ganze Wanne war voll von Johanne Kjørboes. Ueberall schwamm sie, lächelnd, die Arme auf die Knie gestützt. Besonders deutlich war die gehäkelte Decke an der Sofalehne.

Eins schenkte ich gönnerhaft meinem Freund Kubbinge, von dem ich gewöhnlich die Mathematik bezog.

Kubbinge liebte sie auch, obschon seine Aussichten weniger günstig lagen.

Er nagelte ihr Bild über sein Bett.

Nach ein paar Tagen war dieser Weißeakt durch den elterlichen Nachrichtendienst publik.

Ich merkte es daran, daß Johanne Kjørboe nicht mehr grüßte.

Mir wurde unbehaglich.

„Glender Kubbo“, sagte ich zu ihm, „warum hast du das Bild . . .“

Er erklärte, seine Mutter habe es sowieso schon heruntergerissen. Weitere Vorwürfe schnitt der Rivale ab mit der Drohung, die Mathematik zu sperren.

So nahte der Katastrophentag heran, an dem Johanne Kjørboe, assistiert von zwei Freundinnen, wider Erwarten auf mich zuschritt, jählings mit einer Flut bitterer Vorwürfe mich überhäufte und trotz der Versicherung, die Platte mit allen Abzüge freiwillig herauszugeben, mir schließlich eine ins Gesicht haute.

Ich verneigte mich stumm und zog ab.

Seitdem grüßte ich sie nimmer.

Aber das war nun offenbar auch wieder nicht das richtige. Eines Tages ging sie nahe an mir vorbei und drückte mir, obwohl ich starr nach der andern Seite schaute, wort- und grublos etwas in die Hand:

Es war ihr rotes Kopfband. Früher hatte ich sie einmal darum gebeten; sie hatte es als eine Art letzter Günstigkeit weigert.

Nun gab sie es.

Kubbinge sperre mir auf diese Nachricht hin endgültig die Mathematik.

Seitdem bezog ich sie von meinem weit verschwiegeneren Freund Robert Schläfle von Brödingen, der dann auch all das erfahren hat, was euch nichts angeht.